

Württemberg

Belebter Arbeitsmarkt in Württemberg

Die Zahl der Arbeitslosen in Württemberg, die im Januar 1934 betragen hatte, ist bis Ende November 1933 um 61 475 auf 72 129 oder um 46 Prozent gesunken worden. Wie im Reich, so waren in Württemberg die Arbeitslosenzahlen von Jahr zu Jahr immer größer geworden, wie im Reich lag auch in Württemberg bereits im Januar 1933 die Kurve unter der von 1932, wie im Reich senkt sich die Kurve langsam, aber sicher immer mehr und wie im Reich ist die letzte zu Ende November erhobene Zahl unter dem Sommerstand vom Jahre 1931.

Die riesigen unproduktiven Aufwendungen für die Unterhaltung der Arbeitslosen erfuhren im vergangenen Jahre durch die Eingliederung von rund 57 000 Unterstützungsempfängern in den Wirtschaftsprozess die unbedingt notwendige Verminderung.

In der Arbeitslosenversicherung sank die Zahl von 30 152 auf 3025 Hauptunterstützungsempfänger, in der Krisenfürsorge von 39 259 auf 21 233 und die in der öffentlichen Fürsorge von 31 706 auf 14 943, also zusammen von 101 117 auf 44 191.

Verhältnismäßig die größten Abnahmen wurden im Arbeitsamtsbezirk Bad Mergentheim mit 87 Prozent, im Bezirk Dill mit 72 und im Bezirk Sigmaringen mit 68 Prozent erreicht. Im Mergentheimer Bezirk kamen Ende Novem-

ber auf 1000 Einwohner nur 1,2 Arbeitslose, im Sigmaringer Bezirk 5 und im Gaildorf Bezirk 7. Die absolut größte Abnahme ergab sich im Enztal-Bezirk, hier sank die Arbeitslosenzahl um rund 19 000 Personen, dabei ist der Enztal-Bezirk mit 52 Arbeitslosen auf 1000 Einwohner immer noch verhältnismäßig doppelt so hoch belastet wie das württembergische Wirtschaftsgebiet im Durchschnitt. Die Bezirksgruppen mit 337, Göppingen und Tuttlingen mit je 23 sowie Heilbronn und Reutlingen mit je 31 Arbeitslosen auf 1000 Einwohner lagen ebenfalls über dem Landesdurchschnitt. Die übrigen 13 Bezirke lagen unter dem Landesdurchschnitt.

Ebenso verschieden war die Abnahme der Arbeitslosigkeit in den Berufsgruppen. Verhältnismäßig am stärksten beteiligt waren die reinen Saisongewerbe. Unter diesen ist die Arbeitslosenzahl in der Land- und Forstwirtschaft um 59 v. H. von 3357 Arbeitslosen auf 1381 gefallen, in der Industrie der Steine und Erden von 2979 auf 980 oder um 67 v. H. und im Baugewerbe von 7 533 auf 11 864 oder um 57 v. H. Das Baugewerbe hat die zahlenmäßig stärkste Entlastung um 15 729 Arbeitslose erfahren. Es folgt dann die Entlastung in der Metallindustrie von 24 186 auf 11 751 Arbeitslose oder um 12 435 und die Gruppe der ungelerten Arbeiter von 18 066 auf 10 676, im Holzgewerbe von 10 935 auf 4554. Ferner sollen noch die Abnahme im Spinnstoffgewerbe von 4328 auf 2212, im Nahrungs- und Genussmittelgewerbe von 2792 auf 1780 und im Bekleidungs- und Lederhandwerk von 6696 auf 3063 erwähnt werden. Verhältnismäßig zurückgeblieben ist die Entspannung bei den Angestellten von 11 864 auf 9125 Stellenlose und den Hausgehilfen von 4418 auf 3294.

gegen die Spanier verteidigten. In Guadeloupe sollen ihn sogar bewaffnete Frauen am Lande verhindert haben. Ueber die Bewohner dieser und anderer Inseln bemerkte Petrus Martyr: „Beide Geschlechter besitzen große Stärke und fähig den Bogen und andere Waffen meisterlich. Sind die Männer von ihrer Heimat abwesend, so verteidigen sich die Weiber bei Ueberfällen ebenso wacker, wie ihre Männer, daher sie für Amazonen gehalten werden.“ Im übrigen soll es auch eine sehr merkwürdige Insel gegeben haben, die nur von Frauen bewohnt war.

Besonders an den Ufern des Amazonasstromes sollen die ältesten Forscher zahlreiche Frauen bemerkt haben, die nicht nur Bogen und Pfeile führten und ihre Felder bebauten, sondern auch unabhängig und abgefordert vom männlichen Geschlecht lebten, dagegen zu einer gewissen Zeit von den Männern eines Nachbarstammes besucht werden. Jener Mann, der zum ersten Mal den größten Fluß des südlichen Amerikas besah, wird zweifellos höchst überrascht gewesen sein, als er das Treiben dieser kriegerischen Frauen beobachtete. Als ein spanischer Forscher in das Gebiet der Amazonen vordringen wollte, wurde er mit seinen Freunden von Indianern mit einem Pfeilbogen empfangen. Die Europäer bemerkten unter ihren Feinden mehrere Frauen, die sich nicht nur mit der größten Mut verteidigten, sondern auch die Indianer auf alle Weise zur beständigen Gegenwehr anfeuerteten und diejenigen, welche sich mutlos zeigten und dem Geheiß der Rufen lehren wollten, mit großen Pfeilen niederschlugen.

Wenn wir heute das Wort Amazone hören, so stellen wir uns darunter meist eine Frau ohne Charme vor, etwas zu kräftig und vielleicht auch plump. Nach der Angabe Orellanas jedoch, der als erster Europäer mit den Frauen des Amazonasstromes in Berührung gekommen sein soll, hatten die Amazonen zweifellos etwas Anziehendes. Sie besaßen zwar starke Muskeln, auch waren sie sehr groß, aber ihr Gesicht soll sehr hübsch gewesen sein. Sie trugen ihre langen Haarflechten um den Kopf herumgewunden, waren unbekleidet und führten außer jenen Keulen noch Bogen und Pfeile.

Je zahlreicher die Streifzüge werden, die in das noch wenig erforschte Land des Goldes unternommen wurden, um so mehr häuften sich die Berichte und Mitteilungen über die Amazonen. Der eine will selbst längere Zeit mitten unter ihnen gelebt haben, der andere unterhält sich mit irgend einem alten Indianer, der ihm die unwahrscheinlichsten Schauermärchen erzählt, überall, wo der Europäer seinen Fuß hinsetzt, findet er rätselhafte Spuren, die auf das geheimnisvolle Dasein der Amazonen hindeuten. Als im Jahre 1541 Caboto de Vega den Paragua aufwärts fuhr, um von da aus in der Gegend von Peru das Land des Goldes aufzusuchen, fand er seinen Unterbefehlshaber Fernando de Albeira mit 52 Mann nach dem Karayes-See, einer periodisch überschwemmten Niederung zwischen dem fünfzehnten und zwanzierten Grad Südbreite. Fernando de Albeira wurde von den dortigen Stämmen zu den Amazonen gewiesen, die im Besitze von soviel gelbem und weißem Metall seien, daß sie sogar die Stühle und anderen Hausrat daraus anfertigten. Es ist nicht bekannt, ob der Unterbefehlshaber Caboto de Vegas die rätselhaften Frauen jemals zu Gesicht bekommen hat. Von den Indianerstämmen immer weiter und weiter gewiesen, wurden die Spanier nach einer mehrmonatlichen Reise durch Hunger und Krankheit zur Umkehr gezwungen.

Der Forscher O'Neuma, der im Jahre 1639 den Amazonas von Peru aus hinabfuhr, berichtet, daß er bei allen Stämmen, die er besuchte, von der Existenz der Amazonen gehört hat. Auf der Reise, welche Condaminus in den Jahren 1744 und 1745 den Amazonas herab unternahm, wurde ihm die Existenz der Amazonen überall von den verschiedensten Stämmen der Indianer bestätigt. Auf dem Fort St. Joachim am Rio Branco erzählt er sogar von einem Indianer, daß er am Coari einen alten Mann finden würde, dessen Vater die Amazonen gesehen hätte. Er fand zwar diesen Indianer nicht mehr lebend vor, aber sein Sohn erzählte ihm, daß sein Großvater mehrere Male die Amazonen an der Mündung des Tachivara habe vorüberfahren sehen. Vier dieser Frauen habe er selbst gesehen und eine von ihnen hätte ein saugendes Kind auf den Armen gehabt. Sie seien den Rio Negro hinabgefahren. (Fortsetzung folgt.)

Frauen als Soldaten

Aus dem Leben der „Amazonen“ in Sage und Geschichte

1. Fortsetzung

Neben den europäisch-asiatischen Amazonen verdienen die Amazonen Afrikas eine gesonderte Darstellung. Im westlichen Indien soll zu einer Zeit, die sich nicht genau feststellen läßt, ein höchst merkwürdiges Volk gelebt haben. Wenn wir an die Frauenbrigaden Englands denken, die sich sogar an Gaschützungen beteiligen, erscheint es uns allerdings nicht mehr so seltsam, daß im wilden Afrika Frauen lebten, die nichts anderes kannten, als Krieg zu führen. Das Volk, von dem hier die Rede ist, bestand überhaupt nur aus Frauen. Es heißt, daß sich diese Frauen dazu verpflichten mußten, eine bestimmte Militärdienstzeit mitzumachen. Sie mußten während dieser Zeit jede weibliche Regung unterdrücken und die Männer meiden. Erst wenn die Zeit ihres Kriegsdienstes vorüber war, erlaubte man ihnen ihnen wieder, sich den Herren der Schöpfung zu nähern. Wenn man glauben darf, was ein gewisser Herr Dionysios über diese afrikanischen Vorläuferinnen der Frauenbewegung berichtet, so muß man sich unwillkürlich an den Koffi greifen. Ist so etwas überhaupt möglich? Ein in sich geschlossener Staat, in dem weit und breit keine Männerhölle zu sehen ist. Die Frau ist die absolute Herrscherin. Die Frauen haben alle öffentlichen Ämter inne und den Männern, sofern sie überhaupt diese Bezeichnung verdienen, bleibt nichts anderes übrig, als sich dem Willen der Amazonen zu unterwerfen. Sie haben auf Regierung, Krieg und Staatsgeschäft nicht den geringsten Einfluß. So schreibt Dionysios wörtlich: „Gleich nach der Geburt werden die Knaben den Männern übergeben und die Männer nähren sie mit Milch und anderen gekochten Speisen. Wird aber ein Mädchen geboren, so werden ihnen die Brüste abgebrannt, damit sie sich zur Zeit der Reife nicht erheben, da man es für ein großes Hindernis bei der Führung der Waffen hielt, wenn die Brüste über den Leib hervorragten. Wegen dieses Mangels werden sie von den Griechen Amazonen genannt, das sind die „Brustlosen“.“

Wie weit diese Bezeichnung richtig ist und wie weit die Amputation auf Wahrheit beruht, läßt sich schwer feststellen. Die einen sind dieser, die anderen anderer Meinung. Die bildenden Künstler, die oft und oft Amazonen darstellten, scheinen von dieser Amputation nichts gewußt zu haben. Oder

sie haben sich einfach darüber aus ästhetischen Gründen hinweggesetzt.

Wenn wir auch über Herkunft und Ursprung der Amazonen nur ungenaue Quellen besitzen, die eine strenge Scheidung zwischen Sage und Geschichte nicht ermöglichen, so können wir doch mit Sicherheit behaupten, daß es damals Völker gegeben hat, bei denen die Welt der Frauen, wenigstens nach unseren modernen Begriffen, mit der der Männer vertauscht war. Das ewig Weibliche, das in vielen Amazonengestalten des Mittelalters und der Renaissance in entscheidenden menschlichen Situationen immer wieder zum Durchbruch kam, schien bei den europäisch-asiatischen und afrikanischen Amazonen vollkommen ausgefaltet zu sein. Es ist kaum anzunehmen, daß die Amazonen eine bloße Erfindung der Künstler sind.

Auch im Zeitalter der Renaissance beschäftigte man sich viel mit der Amazonen-Sage und den Problemen, die damit zusammenhängen. Man hörte viel von sehr grausamen Gebrauchen. Es ist haarsträubend, wenn man liest, daß in manchen Amazonen-Staaten den Knaben das rechte Auge ausgebrannt und der rechte Daumen abgeschnitten wurde, um sie wehrlos zu machen. Wie sehr die Amazonen-Sage damals aktuell war, geht daraus hervor, daß selbst ein so großer Dichter wie Ariost in seinem Orlando Furioso einen Amazonenstaat in poetischen Versen schilderte. Er erzählt, wie das übermüdete Heer der Frauen hoch aufgeschürt durch alle Straßen reitet, um auf dem Markt mit Schwert und Speer zu kämpfen. Die Männer bleiben zu Hause und verbringen ihre Zeit mit weiblichen Handarbeiten.

Auf Weberschiff, Kamm, Radel, Spindel sehen die Männer alle sich zurückgedrängt, die stets in langem Frauengewande gehen, was sie sehr weiblich und sehr träge macht.“

So heißt es bei Ariost. Jede Frau behält nur einen einzigen Sohn. Wenn sie das Unglück hat, mehrere zu besitzen, so wird der Rest mit nichts dienlich erstickt.

Durch die Entdeckung der Neuen Welt wurden neue Anhaltspunkte für die Existenz und die Lebensweise der Amazonen gewonnen. Columbus erwähnt in seiner zweiten Reise, daß er in Santa Croce ein Canoe getroffen habe, auf dem sich mehrere Weiber ebenso hartnäckig wie die Männer

Senden Sie Ihren Angehörigen im Ausland ständig das Heimatblatt, den „Enztaler“.



Da trat Peter ein, der die letzten Worte gehört hatte. „Nurja, Herr Gerstenberg! Schreiben Sie den Artikel! Wird aufgenommen!“

Der alte Herr fuhr in die Höhe, seine Augen funkelten. „Sie nehmen auf? Ehrentwort?“

„Ehrentwort! Aber Sie müssen mit Ihrem Namen zeichnen und ich schreibe dazu: Eingefandt, ohne Verantwortung der Redaktion!“

„Verantwortung! Was heißt Verantwortung?“

„Ja, Sie müssen sich über die Folgen klar sein, Herr Gerstenberg! Auf alle Fälle gibt's vierzehn Tage drauf!“

„Was? Sie meinen brummen?“

„Aber fessel! Denken Sie, unsere Regierung läßt sich runterputzen? Wir sagen ihr schon die Meinung und sprechen aus, was uns das Herz bewegt und sagen, was uns nicht paßt, aber immer höflich! Geht doch auch nicht anders, Herr Gerstenberg. Es geht doch nicht um den einzelnen, es geht doch um die Gesamtheit.“

„Gesamtheit, da is der Bauer mittenlang?“

„An erster Stelle! Geht es dem Bauern schlecht, geht es dem Volke schlecht, das ist klar. Selbst in stark links stehenden Kreisen hat man das eingesehen. Es ist nicht leicht, Herr Gerstenberg, alles so abzuwägen, daß man allen gerecht wird. Härten gibt es immer. Jeder Nagel hat seine Spitze.“

„Ja ja nicht falsch, was Sie sagen, Herr von Gellert! Also dann reichen ma heute nich von die Politif.“

„Was haben Sie denn auf dem Herzen, Herr Gerstenberg?“

„Also... id meene... Sie haben doch een par Minuten Zeit für mich?“

„Gobe ich für Sie!“

„Also, id habe doch einen Sohn! Der mir mit zwanzig Jahren ausgekragt ist. Na, id war ja selber etwas dran schuld! Ja habe früher immer eene zu leichte Hand gehabt und dei hat dem Jung nich gepaßt und da is er ausgekragt, nach Amerika... Brasilien. Un nu is er nach fünfzehn Jahren wieder zurückkommen!“

„Ganz weich war die Stimme des Alten geworden.“

„Und da haben Sie sich gestreut, wie noch sie im Leben?“

„Natowoll! Del habe id! Er kam nich zurück, wie der verlorene Sohn, nee, der Krndt hat drüben jeschuftet und hat es zu eine große Raiffeplantage jebraucht und ist jeht - drüben hat er vakaust - mit 180 000 Mark heimkommen! Wat saren Sie nu?“

„Alle Hochachtung! Sie können stolz auf ihn sein!“

„Bin id cochl!“ sagte der Alte glücklich. „Da hat er nur jesaagt: Bots, id bin ja doch der einzige und werde mal das Gut übernehmen. Hab id jesaagt: Wirste, sollstel Und da hat er wieder jesaagt: Denn wollen wir die 180 000 Mark mal in dei Hut stecken. Du hast 120 000 Mark Hypotheken druff, die waren zum größten Teile von Großvata und die müssen weg! Habe id balde geheult vor Freude, denn mit war die eene Hypothek von fünfzig Wille jekündigt worden und für die neue, da hätte id mindestens zwei Prozent mehr druffgeben müssen. Vor een Monat hab id nu die Hypotheken bezahlt. Mein Hut ist schuldenfrei, sein, wat?“

„Gönne ich Ihnen von Herzen, Herr Gerstenberg! Also mit Ihrem Jungen klappt es jeht wieder?“

„Und wie is klapp! Aha... er hat keene Frau!“

Alle lachten, denn Gerstenberg brachte es so uet-taurig heraus.

„Aber da braucht er doch nicht traurig zu sein, die kann er doch haben, ganz nach Wunsch!“ lachte Peter.

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Nee, so einfach is des nich, Herr von Jellert! Ja habe den Jungen bei die ganze Nachbarschaft rumjehört, aba et hat ihm keene jesaagt. Immer hat er jesaagt: Bata... Jänse!“

Wieder lachte man.

„Also haben Sie sich aufgemacht, eine Frau für Ihren Sohn zu suchen?“

„Gobe id! Wat meen' Sie, Herr von Jellert, wenn id mal in die Post' eene Frau suche?“

„Fabelhafter Gedanke! Aber ich habe noch einen besseren! Hier... hier, schauen Sie sich einmal Krölein-Junghans an. Papa Junghans hat ein Chevermittlungsbüro. Die verschaffen Ihnen alles, was das Herz begehrt.“

Gerstenberg sah wohlgefällig auf Hanni.

„Knorkel! Haben Sie man auch Damens, die so hübsch sind wie Sie?“

Hanni wurde rot. „Aber, Herr Gerstenberg, Sie machen mich verlegen!“

„Sind Sie man schon verjeben, Krölein?“

Hanni sah Peters grimmige Augen und schüttelte langsam den Kopf.

„Verjeben, nein! Aber hier meine Kollegin, Fräulein Bergmeier, die schwärmt für die Landwirtschaft und wäre noch zu haben.“

Das ernste Mädchen errötete.

„Aber Hanni, id bitte Sie! Wollen Sie sich denn den Kuppelpelz verdienen?“

Fortsetzung folgt

Die SA erobert Berlin

Ein Tatsachenbericht von den Kämpfen der NSDAP um die Reichshauptstadt von Wilfrid Bade.

16

Wie häßlich lautete das für die Journaliste, was Stennes äußerte: er kämpfe nicht gegen Adolf Hitler. Er kämpfe gegen die Bonzen.

Und da man nun in den Hauptmann Stennes drang, er möge doch einen dieser Bonzen nennen, so nannte er eben den, der sein Spiel durchschaut hatte und ihm also am gefährlichsten schien: nämlich den Dr. Joseph Goebbels.

Und das hätte er nicht tun sollen. Denn wenn auch drei Tage lang alles drunter und drüber ging und die Berliner SA, zum ersten und letzten Male, fahrerlos wurde — dieses Wort brach Herrn Stennes das Genick.

„Was!“ fragte die SA, auf das tiefste verblüfft, „unser Doktor ein Bonze?“

Und die SA erinnerte sich an den Mann, der den berühmten Fußmarsch Spandau — Zegel — Reinickendorf — Wedding geführt hatte, als zehntausend Kommunisten die Straße absperren. Die SA erinnert sich genau an den Augenblick, da der Zug stockte, der Doktor in seinem Auto aufstund, die Situation, die wahrhaftig nicht zum Vorfahren war, aber, aus dem Wagen stieg, sich vor die Musik setzte und als erster in die tobende, rasende und drüllende Hölle hineinstürmte... und der durchmarschierte bis zum Kriegervereinshaus, wo die Schupo die Straße abriegelte.

So etwas kann man die SA nicht vergessen machen.

Der Doktor ein Bonze? Der Mann, der die Saalkämpfe mitmachte, der die Verwundeten tröstete und die Toten begleitete, der schwere Schulden auf seine Kasse nahm, um der Partei in Berlin eine Zeitung zur Verfügung zu stellen... das sollte ein Bonze sein?

Als Schulz davon hört, wird er nicht einmal aufgeregt, obwohl er sonst, wenn es um jemand geht, den er liebt, sehr leicht aufgeregt wird. Er sagt gelassen: „Der ist nicht lache. Aber mir scheint, mit dem Stennes habe ich uns aufgeschämmt. Ich glaube, der Junge hat sich zwei Jahre lang in der Hausnummer geirrt. Der meinte Reichsbanner. Aber nicht die SA.“

Und damit war für Schulz der Fall erledigt.

Und nach vierzehn Tagen war der Fall überhaupt erledigt und der ganze Spuk verflohen.

Der Ehrenschild der SA war wieder sauber.

Weihnachten 1931 kommt ein Dokument aus München.

Das Dokument ist an den Standartenführer adressiert und der Standartenführer schmunzelt, besorgt schleunigst etwas Geheimnisvolles und dann wird Schulz sehr dienstlich zum Standartenführer bestellt.

„Du Bode“, murmelt Schulz verstimmt, „was der bloß will. Haad wat ausjereffen? Reer, egentlich nicht, Haad mir vorbeinommen? Reer, egentlich och nicht. Wat will der kleine General von mir?“

Und er tigert ab, zum Standartenführer, ziemlich unangenehm verärgert.

Als er im Sturmlokal ankommt, steht da ein ganzer Sturm aufgebaut.

„Brui Deiwel, denk Schulz angewidert. Für feierliche Sachen war er nie.“

Und da ist ja auch der Standartenführer, „Truppführer Schulz!“

„Für Stelle!“

„Truppführer Schulz, der Oberste SA-Führer hat Sie zum Sturmführer ernannt. Ihnen untersteht künftig der Sturm 34. Der Sturm 34 wird aus Ihrem alten Trupp und dem Trupp 5 gebildet. Ich beglückwünsche Sie. Ich bin überzeugt, daß Sie Ihren Sturm künftig genau so gut führen werden, wie Sie bisher Ihren Trupp geführt haben.“

Und der Standartenführer schüttelt Schulz herzlich die Hand. Dieser sieht wie angeknaggt und einige Sekunden brummt ihm der Schädel in allen Tonarten. Und dann sieht er sogar dunkle Punkte einige Sekunden lang vor seinen Augen kreisen. Und dann bekommt er ein komisch heißes Gefühl in der Herzgegend.

Und endlich kommt er langsam zu sich und befreit.

Sturmführer! Führer eines ganzen, großen Sturms! Er, der Arbeiter Schulz! Und seine alten Kameraden, seine alten Freunde soll er führen. Da sieht er sie stehen, einen wie den andern und sich abgrundtief freuen: Vater Mehl und Hans und Hermann und Kohls und Fritz und der lange Emil und das freche Käzchen und all die anderen, es ist nicht zu glauben.

Und nun kommt langsam eine andere Zeit. Ganz langsam.

Es kommt das Frühjahr 1932. In der SA läuft eine Geheimparole um. Auch der Sturmführer Schulz hört sie über

seine skeptische Frontsoldatenseele will nicht recht heran.

Die Parole lautet kurz und bündig: In diesem Jahre wird der Führer Kanzler.

„Ach wat“, sagt Schulz und betrachtet angelegentlich in einer Illustrierten das blasse, undurchsichtige, unabstößbare Gesicht des Reichskanzlers Brüning. „So schnell geht das zu doch nicht.“

Er betrachtet weiterhin heimlich seine Jungens. In die ist mit dieser Parole der Teufel gefahren. Sie haben heiße Gesichter und sie werden beinahe nervös vor Latenzlust.

Die gesamte SA spürt es bis auf die Knochen, wie man ein Gewitter spürt, daß eine ganz große Entscheidung nahe ist.

Aber, ob es die Entscheidung sein wird? Schulz wägt wieder und wieder die beiden jentnerischen Worte ab:

Reichskanzler Hitler.

Hat man das nicht schon bei den September-Wahlen 1930 ausgesprochen? Und das ist anderthalb Jahre her. Anderthalb schwere und blutige Jahre. Ob nun wirklich die Entscheidung fallen würde?

Der Sturm 34 marschiert in den Wahlkampf.

Er marschiert wie die ganze SA, und wie die gesamte NSDAP, in den schwersten aller bisherigen Wahlkämpfe, denn dieser Wahlkampf geht — gegen den Feldmarschall Hindenburg.

Jedes Mitglied der NSDAP, verspürt bis in die letzte Faser den Wahnsinn, daß der große Feldherr des Weltkrieges von den De-jerteuten, den Hochverrättern, den November-gelbesstern und den unaufrichtigen Geistern gewählt werden soll.

Und sie sechten mit wehem Herzen, aber sie sechten grimmig!

Es muß sein, es muß sein. Diese drei Worte müssen sie sich wieder und wieder ein-hämmern in dem bitteren Kampfe gegen einen Mann, dem sie am liebsten ihre Fahnen und Standarten und ihre heißen und dankbaren Herzen entgegengeschwenkt hätten.

Und dreizehnhunderttausend Millionen Stimmen fallen auf Hitler. Mehr als jemals Stimmen für diesen Mann abgegeben worden sind. Und wenn man einen Reichstag gewählt hätte, würden diese Stimmen über 220 Mandate bedeuten haben.

Das Morgenrot des Dritten Reiches leuchtet auf und der Sieg ist ganz nahe.

Da bricht das Unwetter schmetternd herein. Drei Tage nach der Wahl verbietet der Reichsinnen- und Wehrminister Brüning die gesamte SA und SS.

Und auf der Bude des Sturms 34 brüllt angesichts dieser Katastrophe der Sturm-führer entsetzt aus: „Mensch, jetzt ist es geschaffelt!“

Seine Kameraden starren ihn vollkommen verstäubt an. Ist Schulz verrückt geworden?

Aber der Sturmführer Schulz, der alte Frontsoldat ist keineswegs verrückt geworden. Er hat Grabenwitterung. Es geht zwar drunter und drüber im Augenblick. Der ganze Horizont ist eine Mauer aus Flammen, aus Rauch, aus Rebel und aus Vernichtung. Aber der Grabenkrieger riecht: trotzdem, meine Herren, trotzdem und gerade deswegen und läßt sie heute mal kommen, heute ist ein guter Tag.

Und er versucht, seinen Jungens das zu erklären, was er meint.

„Natürlich ist er Wahnsinn, wat der Jö-dner da macht. Wahnsinn des Systems. Mensch, überleg sie mal, kannte heute 400 000 Mann einfach verbieten? Reer, das kannte nicht. So groß ist die Republik nicht mehr! So viele Kraft hat sie nicht mehr! Jetzt ist sie nämlich am Rande, versteinet! Jetzt möchte sie jerne uffs Ganze gehen und jetzt jerninnen wir, darauf konntet dir verlassen!“

Aber seinem Sturm und überhaupt der SA, geht diese seine Witterung noch nicht ein.

Gingegen legt ein ungeheurer Sturm der Entrüstung über das ganze Reich.

Wieder beginnt die Polizei mit traurigem Eifer ihr trauriges Werk, wieder sind die Braunhemden vogelfrei und die Zeiten von 1929 scheinen in aller Herrlichkeit wiedergekommen zu sein.

Als Schulz am andern Tag um die Straßenseite biegt, immer noch sehr verärgert, trotz der Katastrophe, immer noch zuversichtlich, um in das Sturmlokal zu gehen, bleibt er plötzlich wie angewurzelt stehen, macht die Augen zu und macht sie wieder auf, schiebt das Kinn nach vorne und was er nun eine halbe Minute lang tut, kann man nicht anders als gloten nennen.

Und was er da vor dem Sturmlokal erblickt, ist auch jeglichen Gloyens würdig.

Auf dem Bürgersteig vor dem Eingang zum Sturmlokal leuchten ihm nämlich Betten entgegen, acht schöne, doppelbetagte Betten, sauber gemacht, mit Erohsäden, Lein-

tüchern und Kissen, erstklassig gebaut. So erstklassig, wie Schulz noch niemals die Betten eines Sturmlokals gebaut gesehen hat.

Ein paradiesischer Anblick für einen Friedensfeldwebel im stärksten Gardebataillon.

Um diese Betten auf dem Bürgersteig stehen in wästem und romantischem Durchein-ander Bilder und Pelen, Eimer und Stiefel, Stühle und Spinde, Tische und Töpfe.

Wat is denn hier jedreht worden, denkt Schulz perplex und steuert auf den geisterhaften Anblick etwas unsicher zu.

Nun, was soll schon hier los sein? Das gesamte Inventar des Sturmlokals steht auf der Straße.

Und jetzt sieht Schulz auch über der ganzen Angelegenheit die Hakenkreuzfahne wehen und ihm wird etwas heiterer zumute. So lange die Fahne noch weht, ist noch lange nicht Matthäi am letzten.

Matthäi am letzten aber scheint es wenigstens für das schöne Sturmlokal zu sein. Die preussische Polizei hat das Lokal gesperrt, hat die arbeitslosen SA-Männer auf die Straße gefeuert und das ganze Mobiliar hinterher.

Und deswegen stehen die Betten und der ganze Kram jetzt freier auf dem Bürgersteig und Schulz wundert sich nur daß erstaunt, wie so denn die Fahne so lustig über den Betten weht.

Doch Leute herumstehen und lachen, darüber wundert er sich nicht, denn man sieht in Berlin nicht al Tage häßliche Soldatenbetten in zwei Etagen auf dem Bürgersteig stehen.

Als Schulz näher kommt, wird ihm klar, warum die Fahne weht und ihm wird auch klar, warum immer mehr Leute gelassen kommen und anfangen zu lachen.

Schulz sieht nämlich und ihm bleibt ob solcher Frechheit die Spude weg, daß in einem der oberen Betten sich Hermann instal-liert hat. Hermann, der phantastische Wip-pel des ganzen Sturms. Dieser Hermann bezieht sich das staunende Publikum von oben.

Er hat seine langen Stiefel ausgezogen und sie wohlgezogen nebeneinander neben das untere Bett gestellt. Er hat auch seine Jacke ausgezogen und sie sauberlich über eine Stuhllehne gehängt und über der Jacke hängt der braune Schlips.

Und neben sich an den Bettpfosten hat er die Fahne gebunden, die lustig im Winde flattert.

Die beiden, Hermann auf seiner Burg und Schulz auf dem Anmarsch begrüßen sich mit einem donnernden Heil und Schulz ist gerade im Begriffe, ein anderes Bett zu bestreuen und von dort an die lauschende Menge eine pfundige Ansprache zu halten, da kommt wer?

Die Polizei natürlich und nun geht alles sehr rasch. Bevor Schulz ein Wort seiner Ansprache herausbringt und bevor Hermann einen seiner Stiefel anziehen kann, ist das lustige Feldlager umzingelt.

Das erheiterte Publikum wird mit den bewährten Gummiknüppeln auseinandergetrieben und dann rollt ein Kaskado heran, eins, zwei, drei ist der ganze Kitt verladen und wohin geht es?

Auf das Polizeipräsidium natürlich.

„Stehste“, sagt Schulz unterwegs zufrieden, „posh mal uff, ob ich nicht recht behalte mit meine Reefe. Jetzt is et so, wie beim ersten Verbot, sieht wenigstens genau so aus. Is aber doch ganz anders. Jetzt können sie uns nicht mehr laputt machen, ausjeldlösen! Die Verlammlungen, die Aufmärdche, die können sie nicht mehr mit ihre Kadernüppel austradieren. Det is reine Dapweilung.“

Der alte Grabenkrieger behält recht.

Schon am 16. Juni wird das Verbot wieder aufgehoben.

Um elf Uhr am Vormittag wird der Erlaß bekannt. Fünf Minuten nach elf Uhr ist Berlin braun. Niemand hat die Reichshauptstadt so viel braune Uniformen auf der Straße gesehen. Jeder SA-Mann, der von der Aufhebung des Verbots erfahren hatte scheint unverzüglich nach Hause und in das braune Hemd gestürzt zu sein. Und jeder scheint sich frei genommen zu haben, um wenigstens eine Stunde lang die braune Uniform sehen zu lassen. Niemand vernahm die Reichshauptstadt in diesen Stunden so viele helle, strahlende Geiß von einer Straßenseite zur anderen hinüber. Die Polizei ist wieder einmal milde. Bisweilen lächelt sogar die Polizei freundschaftlich den braunen Hemden zu. Sollte sie unterm Eschalo endlich begreifen?

Um die Mittagsstunde steht Berlin in Flaggenparade. Zehntausende von großen und kleinen Hakenkreuzfahnen hängen aus den Fenstern, aus den Bodenkufen, flattern über den Dächern.

Der Sturmführer Schulz macht einen stolzen und ausgiebigen Spaziergang mit

seinen Freunden. Aber es dauert nicht sehr lange und mit dem stolzen Spaziergehen ist Schluß. Es beginnt härter als jemals die Arbeit der SA.

Denn kaum sind die ersten Uniformen der SA, in den Straßen wieder zu sehen, knallen auch schon wieder die ersten Schüsse.

Die Kommune rast wie im Fieber. Und in diesen Tagen richtet sie ganze Treibjagden ein.

Die Polizeiberichte, Tag um Tag herausgegeben, bringen lapidare Meldungen: Ueberfall auf einen SA-Mann.

Nationalsozialist erschossen. Zwei SA-Männer vermisst. SA-Mann schwerverwundet aufgefunden. SA-Mann erschossen.

SA-Mann niedergebunden und schwer mißhandelt. SA-Mann erschossen.

Nationalsozialisten überfallen. SA-Männer aus dem Hinterhalt beschossen.

SA-Mann ermordet. SA-Mann mit schweren Verletzungen eingeliefert.

SA-Mann getötet. SA-Mann bewußtlos aufgefunden. SA-Gruppe mit Steinen beworfen. SA-Mann bewußtlos eingeliefert. SA-Mann erschossen.

SA-Mann bestialisch ermordet. SA-Mann zu Tode geprügelt. SA-Mann mit Messerstichen zugerichtet. SA-Mann mit schweren Bauchverletzungen aufgefunden.

SA-Mann durch Stockschlag getötet. SA-Versteck aus dem Waller gezogen. SA-Mann im Grünwald erschossen aufgefunden.

SA-Mann aus dem Vortrutz gezogen. SA-Mann verstümmelt aufgefunden. SA-Mann mit Lungenschuß eingeliefert. SA-Mann mit Rückenstichen eingeliefert. SA-Mann mit Hinterkopfwunden tot aufgefunden.

Die Verurteilten der SA, in diesen Tagen häufen sich in einem erschreckenden Umfang. Und nun wird der Haß der SA, wie eine Stichflamme so heiß und so vernichtend und so tödlich.

Die SA wehrt sich, wie sie sich noch niemals gewehrt hat. Sie steht in einer Vernichtungsschlacht, und sie ist, Führer um Führer und Mann um Mann der absoluten Meinung, daß, wenn in dieser Schlacht jemand vernichtet wird, dann kann es nur die Kommune sein.

Die Kommune, die Kommune!!! Die Polizei hat ihr mildes und freundliches Lächeln verschwinden lassen und sie lächelt nunmehr hilflos und verlegen.

Und die Regierung lächelt ebenso hilflos und verlegen. Das heißt, sie schwächt. Die Regierung hilft den patriotischen Männern in keiner Weise.

Die SA schlägt sich einsam und ganz auf sich selbst angewiesen durch einen tollen Buschrieg.

Und wieder einmal Wahlkampf! Und in der Anspannung dieser Wochen wird nun die allerhöchste und allerumfangreichste Anspannung von der SA verlangt. Wahlkampf heißt für sie Saalkampf, Wahlkampf, Propagandadienst Tag und Nacht. Und Tag und Nacht auf Todeskommando.

In diesen Wochen sollen Hunderte, die Stürme kommen nicht mehr aus den Kleidern. Schulz schläft beinahe 52 Stunden seine müden Augen nicht mehr und nur ein alter Frontsoldat vermag eine solche aberwitzige Anstrengung zu ertragen, ohne umzukippen.

Dann kommt der Abend des Wahltages. Der Sonntagabend verfließt hinter der sich übergehenden Stadt. Schulz hofft, müde zum Anfallen, mit blassen, ausgehöhlten Wangen, rotgeränderten Augen und etwas ätzigen Knien mit seinen Männern im Sturmlokal am Lautsprecher. Und einer wie der andere sieht ebenso verfallen aus wie der Sturmführer.

Aber nur äußerlich, nur äußerlich! Sie konnten sich jetzt hinlegen und acht Tage hintereinander schlafen. Aber sie warten feineren auf die ersten Ergebnisse.

Das Herz steht ihnen beinahe still, als die Walzermusik im Radio zum ersten Male abdringt und die ersten Ergebnisse durchgesagt werden:

NSDAP.	128 400	gegen	42 000
NSDAP.	4 328	gegen	1 417
NSDAP.	11 765	gegen	7 309
NSDAP.	NSDAP.	NSDAP.	NSDAP.

Zuerst, bei den ersten Zahlen, haben sie Geil geschrien, daß die Hände bebten und bei jeder neuen Zahl haben sie aufs neue die Hände bebden lassen.

Nun, gegen Mitternacht, werden sie stiller und schweigsamer. Sie wissen, daß zur selben Stunde im Sportpalast ungeheurer Betrieb ist, nämlich die große Siegesfeier der Partei. Mit ihrem Doktor Goebbels als Redner.

(Fortsetzung folgt.)